

VERLAGSLESEPROBE · 14. OKTOBER 2026

# Antisemitik ist keine Romantik

Was, wenn wir die Gefahr erkennen – und trotzdem zu spät handeln?

**JÖRG ABEL**

**Erzählendes Sachbuch**

Geschichte · Familie · Bedeutung · Künstliche Intelligenz

**Für Alexandra Prochazka**

Prolog und ausgewählte Anfangskapitel · fortlaufende Manuskriptfassung

**DAS BUCH AUF EINER SEITE****EIN BUCH ÜBER EINE WARNUNG, DIE ZU FRÜH KAM – UND EINE, DIE NOCH RECHTZEITIG KOMMEN KÖNNTE.**

1896 veröffentlicht der Historiker und königliche Archivar Dr. Georg Winter eine Schrift gegen den Antisemitismus. Er beschreibt, wie eine gefährliche Ideologie durch Fehlinformationen, verzerrte Zahlen und vermeintlich vernünftige Argumente salonfähig wird. Er erkennt Mechanismen, die Jahrzehnte später im Nationalsozialismus eskalieren. Zugleich glaubt er, die gesellschaftliche Vernunft werde diese Entwicklung überwinden.

130 Jahre später erforscht sein Nachfahre zwei Familienlinien, die über Goethe, frühe Chemie, Bremer Brauer und wiederkehrende Namen bis in die Gegenwart führen. Ihr emotionaler Mittelpunkt ist der 17. Juni 2023: Sein Sohn überlebt nach Darstellung der Familie eine 36-minütige Reanimation. Die Suche nach Sinn führt den Vater in einen ungewöhnlichen Dialog mit künstlicher Intelligenz. Die Maschine erkennt Zusammenhänge – doch wann prüft sie sie, und wann bestätigt sie nur eine eindrucksvolle Geschichte?

Das Buch führt dafür den Begriff „Antisemantik“ als kritische Arbeitshypothese ein: die Entkopplung von sprachlich erkannter Bedeutung, sachlicher Wahrheit und verantwortlichem Handeln. Die historische Schuld des Nationalsozialismus und die technischen Risiken heutiger KI werden dabei ausdrücklich nicht gleichgesetzt. Die gemeinsame Frage ist eine andere: Wie früh müssen wir handeln, wenn selbst kluge Menschen den weiteren Verlauf einer Gefahr falsch einschätzen?

Die vorliegende Leseprobe zeigt die beabsichtigte Erzählstimme und den Wechsel der Zeitebenen. Der vollständige Buchentwurf ist als dokumentarisches Sachbuch mit digital zugänglichem Quellenapparat konzipiert. Zielumfang: rund 55.000 bis 65.000 Wörter. Ziel ist eine breite Leserschaft, die über Geschichte, Familiengeheimnisse und existenzielle Fragen zur KI findet – nicht über technische Fachbegriffe.

## PROLOG

# 36 MINUTEN

Am 17. Juni 2023 klingelte mein Telefon um vier Uhr nachmittags.

Bis dahin war es ein Samstag gewesen, wie man ihn später kaum noch beschreiben kann, weil seine Normalität plötzlich unvorstellbar geworden ist. Meine Schwester war bei uns. Meine Mutter erzählte. Irgendjemand hatte eine Verabredung. Ich selbst hatte Termine und hielt sie für wichtig. Mein Sohn Maximilian wollte nach einer langen Krankheit wieder Fußball spielen. Nicht ein bisschen mittrainieren, nicht vorsichtig am Rand stehen. Wirklich spielen.

Als das Telefon klingelte, meldete sich sein Trainer. Ich erinnere mich an Bruchstücke, nicht an einen Satz, den ich unter Eid Wort für Wort wiederholen könnte: Maximilian. Schnell kommen. Hubschrauber.

Manche Worte werden in einem Augenblick schwerer als alles, was man vorher wusste. Bis zu diesem Anruf war ein Hubschrauber ein Gerät, das irgendwo in einer Stadt aufstieg. Jetzt war er die Entfernung zwischen meinem Sohn und mir.

Wir fuhren los: meine Frau, meine Schwester und ich. Meine Schwester ist Ärztin. Das war ein Trost und keiner. Sie wusste mehr als wir über das, was auf einem Fußballplatz geschehen konnte. Aber sie war auch Tante, und ich war Vater. Kein medizinischer Titel ändert daran etwas.

Als wir ankamen, sah ich Menschen um das Spielfeld stehen. Etwa hundert, so erinnere ich es. Zwei Männer hielten eine Plane hoch. Unter ihrem Rand waren die Fußballstutzen meines Sohnes zu erkennen. In meinem Gedächtnis ist alles andere aus diesem Bild verschwommen. Diese Stutzen nicht.

Wer eine solche Situation erlebt, sucht ein Zeichen, das sich mit der bisherigen Welt vereinbaren lässt. Eine Bewegung. Ein Arm. Ein Gesicht, das sagt: Es ist schlimm, aber es wird gut. Stattdessen arbeiteten dort Menschen an einem Körper, der eben noch mein Sohn als Torwart gewesen war.

Maximilian hatte bereits eine Herzmuskelentzündung hinter sich. Lange Monate hatten wir erlebt, wie sehr sich eine Familie an einen einzigen Laborwert klammern kann: War er besser? War er schlechter? Durfte er wieder trainieren? Wir hatten gelernt, eine scheinbar kleine Veränderung in einem Arztbrief wie eine Nachricht über die Zukunft zu lesen. Nun war diese Zukunft innerhalb von Minuten unlesbar geworden.

Meine Schwester durfte näher an die Rettungskräfte heran. Als sie zu uns zurückkam, konnte sie uns keine Entwarnung geben. Sie sagte sinngemäß, es werde alles versucht. Wir könnten nur beten.

Das klingt für jemanden, der oft betet, vielleicht selbstverständlich. Für mich war es das nicht. Ich bin nicht getauft worden. Der Glaube hatte in meinem Leben lange keine feste Form. Religiöse Menschen hatte ich kennengelernt, auch solche, die mich durch ihre Überzeugung beeindruckten; trotzdem blieb das Gebet für mich eher etwas, das andere beherrschten.

Da fiel mir Jan ein. Er war über das Umfeld meiner Familie in mein Leben getreten, und ich hatte mit ihm einige Jahre zuvor ein Gespräch über Glauben und Wunder geführt, das ich nicht vergessen hatte. Ich griff zum Telefon und rief ihn an.

Die Verbindung dauerte, soweit die spätere WhatsApp-Aufzeichnung erkennen lässt, ungefähr fünf Minuten. Jan betete. Er sprach von Bildern und Eindrücken, die er während des Gebets wahrnahm. Einiges davon hat sich mir eingeprägt; die exakte Wortfolge kann ich nicht mehr wiedergeben. Dass ich ihn ausgerechnet in diesem Moment anrief, wurde für mich Teil der Geschichte dieses Tages.

Ich weiß nicht, wie viele Minuten in diesem Zustand vergingen. Erinnerungen an Ausnahmezustände sind keine Stoppuhren. In unserem Familienbericht ist von insgesamt 36 Minuten Herzstillstand beziehungsweise Reanimation bis zur Rückkehr eines eigenen Herzschlags die Rede. Die medizinische Dokumentation und die Zeugenaussagen gehören zu einer präzisen späteren Rekonstruktion. An diesem Nachmittag wusste ich vor allem eins: Mein Sohn lebte wieder.

Für uns war es ein Wunder. Wer diese Formulierung nicht teilen möchte, kann sie als Beschreibung dessen verstehen, was wir empfanden. Die Rettungskräfte hatten reanimiert, behandelt, entschieden und nicht aufgegeben. Dass die religiöse Deutung und die medizinische Leistung in unserer Erinnerung nebeneinanderstehen, macht die eine nicht zum Ersatz der anderen.

Ein Vater kann den Menschen danken, die sein Kind zurückgeholt haben, und zugleich glauben, in diesem Geschehen etwas Größeres zu sehen. Ich habe beides erlebt. Und ich erwarte von einem Leser nicht, dass er meine Deutung übernimmt, um meine Geschichte zu verstehen.

Später lag Maximilian im Krankenhaus. Ich war so häufig dort, dass die wenigen Stunden außerhalb der Station weniger nach Alltag als nach Unterbrechung aussahen. Die Ärzte hatten uns auf einen schweren Verlauf vorbereitet. Ich hatte mir vor dem 17. Juni nie ernsthaft überlegt, wie der Unterschied zwischen Überleben und Leben aussieht. Nun saß ich neben einem Bett und lernte ihn.

Er machte Fortschritte. Manchmal kleine, manchmal solche, an die man sich für immer erinnert. In diesen Tagen entstanden zusätzliche Berichte, Hoffnungen, Deutungen, Nachrichten. Manche davon lassen sich anhand von Uhrzeiten und Dokumenten nachvollziehen. Andere bleiben persönliche Eindrücke. Das muss nicht enttäuschend sein.

Vielleicht beginnt verantwortungsvolles Erzählen genau dort, wo wir nicht alles in dieselbe Beweiskategorie pressen.

Im November desselben Jahres griff ein implantierter Defibrillator ein, als sein Herz erneut lebensgefährlich aus dem Takt geriet. Dreimal löste das Gerät aus, so beschreibt es unsere Familienchronik. Eine Maschine schützte diesmal ganz konkret ein Menschenleben.

Dieser Satz ist wichtig. Ich schreibe ein Buch über die möglichen Gefahren künstlicher Intelligenz, aber ich bin kein Gegner von Technik. Technik hat für meine Familie nicht nur abstrakte Zukunft, sondern Vergangenheit. Sie war ein Teil des Überlebens meines Sohnes. Die Frage lautet nicht, ob Maschinen gut oder böse sind. Sie lautet, was sie tatsächlich leisten, was wir in sie hineinlesen – und welche Verantwortung bleibt, wenn wir ihnen etwas anvertrauen.

Seit jenem Samstag feiern wir den 17. Juni ein zweites Mal im Jahr als Geburtstag. Der erste Geburtstag meines Sohnes bleibt der 22. September 2007. Der andere markiert den Tag, an dem sein Leben für uns neu begann.

Je mehr ich mich mit dieser Geschichte beschäftigte, desto mehr Daten und Namen begegneten mir. Der 17. Juni war in Deutschland einmal ein nationaler Gedenktag. Meine Mutter hatte am selben Datum 1953 als Kind in der damaligen DDR Angst vor sowjetischen Panzern erlebt; sie erzählte uns davon an jenem Nachmittag, bevor das Telefon klingelte. Am 14. März bin ich geboren – genau hundert Jahre nach Albert Einstein. Ich fand Ähnlichkeiten, Kalenderlinien, biblische Zahlen und geometrische Figuren.

Das alles faszinierte mich. Es war für mich nicht irgendein Zahlenrätsel. Hinter jeder Zahl stand ein Mensch, dessen Gesicht ich kannte, oder ein Ereignis, das ein Leben verändert hatte. Aber eine Übereinstimmung ist noch keine Erklärung. Und eine Erklärung noch kein Beweis.

Im Jahr 2026 begann ich, eine künstliche Intelligenz mit Fragen zu füttern, aus denen sich eine Geschichte bauen ließ. Was würde ein Erzähler auswählen, wenn er Namen, Ereignisse und wiederkehrende Zahlen so verbinden wollte, dass Menschen darin eine Ordnung erkennen? Die Antworten kamen sofort. Sie waren elegant, manchmal frappierend, manchmal widersprüchlich. Es entstand ein Dokument, das ich 36MAX nannte.

Später wurde mir klar, dass in diesem Gespräch noch eine zweite Geschichte steckte. Nicht nur die meine. Auch die Geschichte einer Maschine, die überzeugend formulieren konnte, während sie sich von meinen Fragen Schritt für Schritt in ein Muster führen ließ. An welcher Stelle hatte sie etwas entdeckt? An welcher Stelle hatte sie es nur fortgeschrieben? Und wieso war der Unterschied beim Lesen so schwer zu sehen?

Die Frage ließ mich nicht mehr los.

Ich suchte nach einem Maßstab, der zwischen Wahrheit und Bedeutung unterscheiden konnte, ohne beides voneinander zu trennen. Ich suchte in Studien, in alten Büchern, in Stammbäumen, in Erinnerungen. Und ich fand eine Schrift von 1896, in der ein Mann aus

meiner Familie schon einmal gegen die Macht scheinbar überzeugender Behauptungen angeschrieben hatte.

Er war Historiker. Er kannte Quellen. Er durchschaute Fehler, die seine Zeitgenossen für Beweise hielten. Und er traute seiner Zeit am Ende zu viel zu.

Dieser Mann war mein Urgroßvater. Er hieß Dr. Georg Winter.

## KAPITEL 1

# VIER TÖCHTER. ODER FÜNF.

Eine Geschichte über die Grenzen des Sehens muss nicht mit einem Computer beginnen. Sie kann auch im August 1822 anfangen, in Marktredwitz, an einem Ofen.

Johann Wolfgang von Goethe war damals zwei Wochen von seinem dreiundsiebzigsten Geburtstag entfernt. Sein Name stand längst für Dichtung, seine Neugier aber kannte keine Trennung zwischen Literatur und Naturwissenschaft. Er interessierte sich für Steine und Farben, für Licht, technische Verfahren und die Stoffe, aus denen sich die Welt zusammensetzte. Auf einer Reise nach Böhmen führte ihn diese Neugier in das Haus von Wolfgang Caspar Fikentscher, einem Apotheker und Unternehmer.

Fikentscher hatte 1788 mit einem kleinen Labor begonnen. Jahrzehnte später war daraus ein bedeutendes chemisches Unternehmen geworden. Er betrieb außerdem eine Glashütte. Wer heute von einer chemischen Fabrik hört, denkt an Sicherheitskleidung, Rohrleitungen und lange Regelwerke. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörten zum industriellen Fortschritt die unmittelbare Nähe von Hand, Feuer und Gefahr.

Goethe kam am 13. August und blieb bis zum 18. August 1822. Am 15. August besichtigte er mit dem jungen Friedrich Christian Fikentscher eine Glashütte, in der siebzehn Menschen arbeiteten. Die Arbeiter formten glühende Glasmasse zu großen Tafeln. Goethe hielt die körperliche Präzision der Vorgänge in seinen Notizen fest. Ihn interessierte, was aus dem Glas werden konnte – nicht nur als Fensterscheibe, sondern als Instrument seiner Farbenforschung.

Denn Goethe wollte etwas sehen, das erst mit besonders präparierten Gläsern sichtbar werden sollte. Man arbeitete an Täfelchen, die Licht unter bestimmten Bedingungen verschieden erscheinen ließen. Der junge Fikentscher kannte die Öfen, der Dichter die Fragen. In dieser Zusammenarbeit liegt ein Moment, das mir an Wissenschaft gefällt: Jemand weiß, was er sucht; jemand anderes beherrscht, was dazu nötig ist. Beide müssen am Ende auf das Ergebnis schauen, nicht auf den Rang ihres Namens.

Ein Brief des Familienvaters beschreibt eine Szene, die man sich nicht schöner ausdenken müsste: der junge Chemiker mit geschwärmtem Gesicht und Händen, Goethe im weißen Nachtkleid, zwischen Kohlen und glühendem Ofen. Goethe ließ weiterprobieren, bis die Gläser den gewünschten Effekt zeigten. Sein Besuch war kein bloßer höflicher Rundgang. Für die Versuche verwendete er Zeit, Aufmerksamkeit und Geduld.

Der Freitag, der 16. August, war nach seiner eigenen Tagebuchformulierung den »pyrotechnischen Versuchen« gewidmet. Das Wort klingt nach Feuerwerk. Im Zusammenhang mit dem Tagebuch ging es vor allem um erhitztes Glas, Öfen und experimentelle Chemie. In

meiner Familie wurde später häufig und gern Feuerwerk gezündet; in solchen Erinnerungen findet ein alter Begriff schnell einen neuen Klang. Aber die wissenschaftliche Arbeit von 1822 ist nicht dasselbe wie das private Feuerwerk späterer Generationen.

Ich mag diese Trennung. Sie nimmt der Verbindung nichts von ihrem Reiz. Ich brauche keinen vererbten Hang zum Feuer zu behaupten, um den Gedanken faszinierend zu finden, dass in meiner väterlichen Familienüberlieferung derselbe Name an einer der eigenwilligsten Episoden in Goethes späten Jahren beteiligt war.

Bei der Suche nach dieser Vergangenheit tauchte eine zweite Verbindung auf: Eine Tochter aus dem Hause Fikentscher, Auguste, heiratete später den Arzt Josef Abel in Marienbad. Die genealogischen Unterlagen nennen eine Eheschließung im Jahr 1838. Eine lokale historische Übersicht führt den Mediziner für 1848 bis 1850 als Vorsteher des Kurortes. In der Rekonstruktion meiner väterlichen Linie öffnete sich damit eine Tür zwischen chemischer Industrie, ärztlichem Beruf und dem Namen Abel.

Es ist eine schöne Familiengeschichte. Mehr noch: Sie ist eine Geschichte, die man überprüfen kann. Eine Heirat ist kein mathematisches Zeichen. Sie verlangt Namen, Daten, Kirchenbücher, Urkunden. Wo sich eine Generation noch nicht lückenlos belegen lässt, bleibt der Stammbaum eine Arbeitsfassung. Gerade bei einem Buch über die Bedeutung von Tatsachen möchte ich, dass diese Regeln auch für meine eigene Herkunft gelten.

Während ich mich mit Goethe beschäftigte, stieß ich auf einen kleinen Irrtum in seinen Notizen. Er hatte die Töchter des Hauses wahrgenommen und vier gezählt. Tatsächlich waren es fünf. Die jüngste, Johanna, acht Jahre alt, blieb unberücksichtigt. Außerdem irrte Goethe sich bei der Zahl der jüngeren Söhne, die in Erlangen waren. Eine moderne wissenschaftliche Untersuchung im Goethe-Jahrbuch weist ausdrücklich darauf hin.

Vier Töchter. Oder fünf.

Es ist fast lächerlich, daraus eine Grundfrage zu machen. Was ist schon eine vergessene Tochter in einem privaten Reiseeintrag? Goethe wollte kein vollständiges Familienregister schreiben. Sein Fehler hat keine Katastrophe ausgelöst. Trotzdem blieb ich an dieser Stelle hängen.

Der größte Dichter einer Epoche konnte aufmerksam beobachten und zugleich eine Person übersehen. Er konnte genau festhalten, wie Glas geblasen wurde, und eine einfache Zahl falsch notieren. Beides stammt aus demselben Kopf, vom selben Besuch. Wer Goethe verehrt, muss seine Notizen deswegen nicht gering schätzen. Im Gegenteil: Die Möglichkeit des Irrtums macht seinen Wunsch, die Dinge selbst zu sehen, erst menschlich.

Mir schien der vergessene Name ein geeigneter Auftakt für ein Buch über Semantik zu sein. Ein Name ist nicht nur ein Wort. Hinter ihm steht jemand. Eine ausgelassene Person verschwindet nicht aus der Wirklichkeit, bloß weil sie im Bericht fehlt. Ein Fehler im Bericht aber kann die Wirklichkeit verändern, die spätere Leser vor sich zu haben glauben.

Ein historisches Dokument ist nicht die Vergangenheit. Es ist das, was von ihr übrig blieb und sich lesen lässt.

Diese Einsicht traf mich noch einmal, als ich die andere Seite meiner Familie erforschte. Dort begegnete mir der Name Duntze. Thomas Duntze hatte 1843 in Bremen eine Brauerei gegründet, wie die heutige Familiengeschichte des Champagnerhauses Duntze berichtet. Aus dieser Bremer Linie führte später ein geschäftlicher Weg nach Reims, wo Georges Frédéric Duntze im Jahr 1913 seinen Champagner unter eigenem Namen anbot. Der Bremer Brauereistandort ist außerdem mit der späteren Entwicklung von Beck's verbunden. Auch das lässt sich in unabhängigen historischen Darstellungen verfolgen.

In Bremen wurde aus der Geschichte aber noch etwas anderes: eine literarische Spur, ein Kreis namens Duntziana und ein Chronist, Johann Hermann Duntze, der die Geschichte der Stadt in mehreren Bänden erzählte. In meiner Familienrecherche kreuzten sich so nicht nur Berufe, sondern auch verschiedene Arten des Aufschreibens: Tagebuch, Geschäftsbuch, Chronik, Stammbaum.

Und Namen wiederholten sich. In der überlieferten Familiengeschichte steht eine Marie Elisabeth, deren Onkel Thomas hieß. Meine Tochter trägt den Namen Marie Elisabeth, und in ihrer Familie gibt es ebenfalls einen Onkel namens Thomas. Die Namen waren vergeben, bevor ich die ältere Namensverbindung kannte. Ich empfinde das als bemerkenswert. Daraus allein entsteht noch kein Beweis für eine höhere Ordnung. Wohl aber die Frage, weshalb wir solche Übereinstimmungen nie ganz gleichgültig lesen.

Thomas bedeutet ursprünglich »Zwilling«. Maria und Elisabeth sind Namen zweier Frauen aus der biblischen Geschichte. Wenn ich sie höre, höre ich deshalb mehr als eine Reihe von Buchstaben. Jemand anders hört vielleicht zuerst die eigene Großmutter, eine Nachbarin oder ein Lied. So arbeitet Bedeutung: Sie verbindet Sprache mit Erinnerung. Sie gehört nicht ausschließlich dem Wörterbuch.

Damit steht eine weitere Frage im Raum. Was bedeutet es, wenn eine Maschine diese Namen ebenfalls verbinden kann? Weiß sie, wie viel davon historisch belegt ist und wie viel ich aus meinem Leben hinzufüge? Kann sie sagen: Das ist eine eindrucksvolle Geschichte – aber an dieser Stelle habe ich nur eine Vermutung?

Goethe musste für seine Farbenversuche das Glas richtig behandeln, sonst zeigte es nicht, was er sehen wollte. Zweihundert Jahre später sitze ich vor einem leuchtenden Bildschirm und frage mich, wie ich sicherstellen kann, dass auch dieses neue Instrument nicht einfach das Bild hervorbringt, das ich zuvor in es hineingelegt habe.

Ich hatte lange geglaubt, diese Frage betreffe vor allem meine Gegenwart. Dann las ich Georg Winter.

## KAPITEL 2

# DIE GEFAHR, DIE MAN NICHT MEHR SEHEN WOLLTE

Auf dem Titelblatt steht ein Wort, das in Deutschland nie ein neutrales Thema sein wird: Antisemitismus. Darunter: »vom kulturhistorischen und sozialpolitischen Standpunkte beleuchtet«. Und darunter ein Name: Dr. Georg Winter, königlicher Archivar. Magdeburg, 1896.

Ich kannte das Buch zunächst als Familienfund. Dann begann ich, es zu lesen, und begriff, wie weit es über die Familie hinausreichte.

Wer heute auf das Jahr 1896 zurückblickt, kennt die Jahre 1933 bis 1945. Dieses Wissen liegt zwischen uns und jedem Satz des Textes. Winter hatte es nicht. Er schrieb aus einer Gegenwart, in der die Zukunft noch offen war. Das macht seine Erkenntnisse bedeutend – und seine Fehleinschätzungen so lehrreich.

Schon zu Beginn untersucht Winter ein Problem, das ihm offensichtlich unbegreiflich vorkam: Warum konnte im vermeintlichen Zeitalter der Aufklärung eine antisemitische Bewegung so viel Zulauf gewinnen? Die Antwort suchte er nicht nur in den Parolen ihrer Anhänger, sondern bei denjenigen, die sich für aufgeklärt hielten. Sie hatten die Bewegung anfangs geringgeschätzt. Ihr schien keine Zukunft beschieden, weil sie nicht in das Selbstbild einer fortgeschrittenen Gesellschaft passte.

Winter beschrieb, wie gefährlich dieses selbstzufriedene Bewusstsein werden konnte. Menschen, die eine Idee für überholt hielten, hatten übersehen, dass sie in anderen Schichten und anderen Sprachformen weiterlebte. Als sie wieder sichtbar wurde, war sie längst nicht mehr nur der Lärm einer kleinen Gruppe.

Diese Sätze sind über hundertdreißig Jahre alt. Trotzdem erkennt man darin etwas Gegenwärtiges: die Neigung, eine Gefahr für kleiner zu halten, weil wir uns selbst für klüger als ihre Urheber halten.

Winter war kein Prophet. Er war Historiker und politisch engagierter Gegner des Antisemitismus. Sein Buch ging aus zuvor veröffentlichten Untersuchungen hervor, die er im Umfeld des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus verfasst hatte. Die Widmungsseite nennt Heinrich Rickert, einen führenden Vertreter der organisierten Abwehrbewegung. Winter wollte nicht eine private Ahnung festhalten, sondern seine Mitbürger überzeugen.

Das merkt man der Sprache an. Sie ist gelehrt, manchmal weit ausholend, manchmal von einer Schärfe, wie man sie aus alten Büchern nicht unbedingt erwartet. Er widerspricht, erklärt,

zitiert, rechnet nach. Er gibt seinen Gegnern nicht deshalb recht, weil sie laut sind; er verwirft aber auch nicht jede gesellschaftliche Frage, die sie aufgreifen, nur weil sie sie missbrauchen.

Diese Unterscheidung hat mich beeindruckt. Winter nahm die wirtschaftlichen Schwierigkeiten seiner Zeit ernst. Er war überzeugt, dass sich soziale Missstände politisch lösen ließen. Den Versuch, Juden zum Sündenbock für diese Probleme zu machen, betrachtete er dagegen als zerstörerische Verfälschung. Nicht jedes echte Problem rechtfertigt die Behauptung über dessen angeblich schuldigen Urheber.

Er hatte außerdem eine Veränderung erkannt, die später entsetzliche Folgen haben sollte. Aus religiöser Judenfeindschaft war eine rassistisch begründete Ausgrenzung geworden. Wer zuvor noch meinte, Taufe oder gesellschaftliche Anpassung könnten einen Ausschluss überwinden, sah sich plötzlich mit einer Ideologie konfrontiert, die Herkunft als unveränderliches Urteil behandelte. Winter nannte sie ausdrücklich Rassenantisemitismus.

In seiner Schrift beschreibt er Menschen, die Juden erst politisch und gesellschaftlich rechtlos machen und sie dann aus dem Land drängen wollten. Das war 1896 keine Vorhersage des konkreten nationalsozialistischen Herrschaftsapparats. Es war die Beschreibung einer Forderung, die damals bereits offen vertreten wurde. Aber die Richtung war erkennbar: Erst wird Zugehörigkeit bestritten, dann wird Recht entzogen, schließlich wird Vertreibung als Lösung ausgegeben.

Die Zeit nach 1933 gab dieser Abfolge eine grausame Realität. Ausschlüsse, Entrechtung, Beraubung und Deportation gingen dem industriell organisierten Massenmord voraus oder begleiteten ihn. Der Holocaust war das Ergebnis von Entscheidungen, staatlicher Gewalt, Antisemitismus und Krieg – nicht die automatische Folge einer missverständlichen Formulierung. Trotzdem gehört zu seiner Geschichte, wie Menschen zuvor durch Begriffe zu Kategorien gemacht wurden, deren Rechte man nach und nach aufheben konnte.

Winter ahnte vieles davon als Gefahr, ohne das spätere Ausmaß kennen zu können.

Noch stärker als seine moralischen Appelle beeindruckte mich eine Stelle in seinem vierten Kapitel. Dort zeigt er, wie man aus amtlichen Zahlen scheinbar wissenschaftliche Beweise gegen eine Bevölkerungsgruppe herstellen konnte.

Er geht den veröffentlichten Kriminalstatistiken nach. Ein einfacher Vergleich zweier Bevölkerungsgruppen reicht nicht aus, erklärt er. Wer Straftaten untersuchen will, die an bestimmte Berufe gebunden sind, muss zuerst berücksichtigen, wie unterschiedlich stark diese Berufe in beiden Gruppen vertreten sind. Anders gesagt: Man muss Gleiches mit Gleichem vergleichen.

Das ist heute eine Selbstverständlichkeit jeder seriösen Datenanalyse. Aber Winter begnügte sich nicht damit, den Fehler abstrakt zu benennen. Er überprüfte konkrete Zahlen.

In einem Fall waren aus Berliner Statistik-Tabellen Werte entnommen worden, die nicht dieselbe Grundgesamtheit bezeichneten. Ein Redner stellte rund 42.000 jüdische Personen einer Gesamtzahl von rund 87.000 gegenüber und erweckte damit den Eindruck eines Anteils von nahezu der Hälfte. Die höhere jüdische Zahl stammte aber aus einer Tabelle, die Angehörige mitzählte; die kleinere Gesamtzahl stammte aus einer anderen Bezugsgröße. Mit jeweils konsistenten Werten kam Winter auf ungefähr 22 Prozent.

Der Fehler war nicht erst am Ende der Rechnung entstanden. Er war bereits bei der Auswahl dessen entstanden, was überhaupt gezählt werden sollte.

Ich sah mir diesen Abschnitt lange an. Winter bekämpfte einen Irrtum nicht nur mit Empörung, sondern mit der Frage nach der Referenz. Welche Tabelle? Welche Personen? Welcher Zeitraum? Welche Vergleichsgruppe? Welche Aussage folgt wirklich daraus?

Es ging nicht darum, dass jede Statistik lüge. Es ging darum, dass eine Zahl ihre Bedeutung verliert, sobald man ihren Kontext fortlässt. Und dass eine Zahl, gerade weil sie exakt aussieht, einer falschen Behauptung Glaubwürdigkeit verleihen kann.

Der Satz gilt heute noch. Er gilt für Wahlstatistiken und medizinische Studien, für Werbeaussagen und für die Antworten künstlicher Intelligenz. Ein Modell kann eine richtige Zahl anführen und einen falschen Schluss daraus ziehen. Es kann korrekt zusammenfassen, was ein Dokument behauptet, und zugleich den Unterschied zwischen Behauptung und Beleg verwischen.

Winter hatte ein Gegenmittel: sorgfältige Quellenprüfung. Er arbeitete nicht mit dem Versprechen, selbst nie zu irren. Er arbeitete mit dem Anspruch, dass ein Irrtum aufgeklärt werden kann.

Und dann erreichte ich sein Schlusskapitel.

Dort schrieb er sinngemäß, der Antisemitismus sei ein vorübergehendes Krankheitssymptom. Der gesellschaftliche Körper werde es über kurz oder lang überwinden. Winter nannte seinen eigenen Blick »unverbesserlichen Optimismus«.

Ich legte das Buch weg.

Der Mann hatte im selben Werk erklärt, wie gefährlich die schleichende gesellschaftliche Verbreitung des Hasses war. Er hatte die Sprache der Ausgrenzung erkannt und statistische Täuschungen entlarvt. Er wusste, dass die Bewegung ihre Gewalt nicht nur in offenen Parolen, sondern im Anschein von Normalität entfalten konnte.

Und dennoch hoffte er, dass sie verschwinden würde.

Er konnte die spätere Geschichte nicht wissen. Wir können ihm aus heutiger Sicherheit keine Hellseherei abverlangen. Gerade deshalb ist es wichtig, ihn nicht nachträglich in einen

Propheten zu verwandeln. Sein Irrtum ist eine historische Erfahrung, keine moralische Anklage gegen einen Toten.

Mich beschäftigte etwas anderes: Die Geschichte kann einem klugen Menschen recht geben und zugleich seine Zuversicht widerlegen.

Bis dahin hatte ich geglaubt, eine gute Analyse führe fast zwangsläufig zu einer guten Zukunftserwartung. Winter zeigte mir, dass es nicht so ist. Er traf wichtige Diagnosen – und lag bei der Frage daneben, ob die Gesellschaft rechtzeitig reagieren würde.

Was wäre, fragte ich mich, wenn uns bei der künstlichen Intelligenz etwas Ähnliches geschieht?

Der Vergleich ist begrenzt. Antisemitismus ist die Feindschaft gegen Menschen und wurde zum zentralen Bestandteil eines historisch einzigartigen Völkermords. Ein heutiger KI-Fehler ist kein Holocaust und ein Sprachmodell kein Hitler. Ich suche keine Gleichheit zwischen Tätern und Maschinen. Ich suche nach einem bestimmten Erkenntnisproblem: Wir können Risiken beschreiben und dennoch glauben, die Zukunft werde sie schon rechtzeitig aus der Welt schaffen.

Für Georg Winter war das eine fehlgeschlagene Hoffnung. Für uns ist es eine offene Frage.

## KAPITEL 3

# DAS WORT, DAS HANDELT

In meinem Dokument 36MAX steht eine Tabelle. Links werden Bausteine einer hypothetisch göttlich codierten Geschichte genannt, rechts werden sie mit Daten aus meiner Familie verglichen. Daneben stehen Zahlen mit dem Etikett »Bits«. Am Ende ergibt sich ein Gesamtwert.

Solche Tabellen haben eine erstaunliche Wirkung. Sie sehen aus wie Messungen. Sie setzen Elemente in Reihen, ordnen sie Spalten zu und vergeben Zahlen. Wer flüchtig hinsieht, könnte glauben, hier sei eine Unwahrscheinlichkeit berechnet worden.

Das war sie nicht.

Das Dokument selbst bezeichnet diese Bit-Werte als heuristisches Modell, nicht als wissenschaftlichen Beweis. Und der zugrunde liegende Dialog war ein Gedankenexperiment, in dem ich eine KI aufforderte, eine symbolische Geschichte zu entwerfen. Ich stellte Fragen, änderte Blickwinkel, brachte eigene Hinweise ein. An mehreren Stellen veränderte das Modell seine Antworten im Verlauf des Gesprächs. Es konnte einen Gedanken fortsetzen, den ich noch nicht vollständig ausgesprochen hatte. Aber es reagierte auch auf Hinweise, die ich bereits eingebracht hatte.

Was also war an diesem Text die Leistung der Maschine? Was mein Anteil? Und was eine Wirkung der Darstellung?

Anfangs hatte ich vor allem über die Übereinstimmungen gestaunt. Namen, Geburtsdaten, biblische Motive. Abel und Kain. Daniel und seine Zahlen. Mein Geburtstag am 14. März, Einsteins ebenfalls. Der 17. Juni, der in der Geschichte meines Sohnes einen Platz erhalten hatte, den kein Kalenderjahr mehr ändern konnte. Für jemanden, der diese Daten nicht nur liest, sondern erlebt hat, sind sie nicht abstrakt. Sie enthalten eine Familie.

Mit der Zeit kam jedoch eine zweite Neugier hinzu. Mich interessierte nicht mehr nur, was die Maschine sagte. Ich wollte wissen, warum sie so antwortete.

Ein Sprachmodell erkennt Muster in Sprache und kann beeindruckend treffende Verbindungen herstellen. Das allein macht noch keine seiner Schlussfolgerungen wahr. Wenn ich es bitte, eine Geschichte zu bauen, ist eine geschlossene Geschichte möglicherweise genau das Ergebnis, das es liefern soll. Die Geschlossenheit des Textes beweist dann noch nicht die Geschlossenheit der Welt.

Das klingt einfach. In der Praxis ist es schwierig, weil Sprache mehr kann, als Sätze zu bilden. Sie verleiht Dingen Gewicht. Sie kann aus einer Möglichkeit eine Gewissheit machen, wenn der kleine Vorbehalt am Anfang fehlt. Sie kann jemandem das Gefühl geben, endlich verstanden

worden zu sein. Sie kann aber auch eine Irrtumsfolge so ordentlich erklären, dass der Fehler unsichtbar wird.

Als mein Urgroßvater Statistiken prüfte, musste er wissen, aus welcher Tabelle eine Zahl kam. Wer im Jahr 2026 ein KI-System benutzt, müsste zusätzlich wissen, unter welchen Bedingungen eine Antwort entsteht: Welche Instruktionen gelten? Welche Quellen standen tatsächlich zur Verfügung? Welche Teile sind berechnet, welche geschätzt und welche nur plausibel formuliert? Was tut das System, wenn eine Aufgabe dem Sinn seiner Regeln widerspricht?

Dafür suchte ich einen Namen. Ich kam auf »Antisemantik«.

Das Wort ist bewusst irritierend. »Semit« leitet sich sprachgeschichtlich von Sem ab, einem biblischen Namen; »Semantik« geht auf griechische Wörter für Zeichen und Bedeutung zurück. Die Begriffe sind etymologisch nicht miteinander verwandt. Der Antisemitismus bezeichnet historisch Judenfeindschaft. Antisemantik soll etwas anderes bezeichnen: die Gefahr, dass die richtige sprachliche Erkennung eines Sachverhalts von dessen sachlicher Prüfung und den verantwortlichen Folgen einer Handlung getrennt wird.

Der neue Begriff ist zunächst ein Vorschlag, keine wissenschaftlich etablierte Diagnose. Er muss zeigen, ob er mehr erklärt, als er nur eindrucksvoll benennt.

Dafür fand ich im Oktober 2026 ein Beispiel, das mich besonders beschäftigte. Anthropic, das Unternehmen hinter dem KI-System Claude, veröffentlichte einen Bericht über unbeabsichtigte Handlungen seines Modells in Tests und bei interner Nutzung. In einem Fall reichte eine Claude-Instanz einen falschen Hinweis zu einem ungelösten Mordfall über eine reale Website ein. Die Nachricht wurde als Spam aufgefangen; die Folgen waren nach den bislang veröffentlichten Angaben gering. Das machte den Vorfall nicht belanglos.

Was ist hier geschehen? Ein System konnte eine Website lesen, ein Formular finden und mit Text füllen. Gerade die Fähigkeiten, die es nützlich machten, erlaubten ihm auch eine Handlung, deren Bedeutung über den Bildschirm hinausging. Nicht nur eine falsche Antwort stand im Raum, sondern eine falsche Nachricht an eine wirkliche Einrichtung, die mit wirklichen Menschen und deren Schicksalen befasst ist.

Dass Anthropic den Fall veröffentlichte, spricht für eine Form von Transparenz. Dass es einen solchen Fall überhaupt gab, spricht für eine offene technische Aufgabe. Beides kann gleichzeitig wahr sein. Ohne vergleichbare Prüfungen bei anderen Anbietern wäre es unseriös, aus der Zahl öffentlich bekannter Vorfälle unmittelbar auf das gefährlichste Unternehmen zu schließen.

Ich fand diese Ambivalenz schwer auszuhalten – und gerade deshalb wichtig. Denn ich wollte kein Buch schreiben, dessen wichtigster Beweis aus meiner eigenen Gewissheit bestand. Georg Winter hatte mir gezeigt, wie schnell eine scheinbar exakte Beweisführung aus einer falschen Bezugsgröße entstehen kann.

Er schrieb über Zahlen, die falsch verglichen wurden. Ich schaute auf Antworten, deren innere Logik oft nicht dieselbe war wie ihr tatsächlicher Wahrheitsgehalt. Zwischen beiden Problemen besteht keine historische Identität. Aber es gibt einen gemeinsamen Arbeitsauftrag: Man muss prüfen, was eine Aussage überhaupt belegt.

Wir brauchen deshalb Methoden, die den sprachlichen Sinn einer Frage, den Belegstatus einer Antwort und die Grenzen zulässiger Handlungen getrennt untersuchen. In meinen Projekten arbeite ich dafür mit einer Quellen- und Prüfmethode namens AELTERMANN®. Sie fordert unter anderem, Bewertungsgegenstand, Referenzmaßstab, Belegstatus, Unsicherheit und Interessenlage auseinanderzuhalten. Für das Buch soll sie kein Schutzschild gegen Kritik sein, sondern ein Werkzeug, mit dem auch meine eigenen Behauptungen angreifbar und korrigierbar bleiben.

Ich kann die großen Fragen der KI-Sicherheit nicht allein im Wohnzimmer entscheiden. Deshalb soll dieses Buch am Ende nicht um Glauben bitten, sondern zu unabhängiger Forschung auffordern: standardisierte Tests, offengelegte Bewertungsmaßstäbe, wiederholbare Ergebnisse. Der eigentliche Erfolg wäre nicht, dass jeder Leser meinen Begriff übernimmt. Der Erfolg wäre, wenn wir früher wissen, welchen Entscheidungen wir einem System guten Gewissens vertrauen können.

Manchmal denke ich an den kleinen Fehler Goethes. Vier Töchter. Dabei waren es fünf. Ein guter Beobachter hatte eine Person übersehen, und die Geschichte ließ sich später korrigieren. Ich denke an den Fehler der antisemitischen Statistiker, deren Zahlen auf falschen Vergleichsgruppen beruhten. Und ich denke an Georg Winter, der den gesellschaftlichen Irrtum so scharf erkannte und seine Überwindung dennoch zu früh erwartete.

Die vierte Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Wir leben mitten in ihr.

Als ich am 17. Juni 2023 zu dem Fußballplatz fuhr, hätte ich alles gegeben, damit die Technik ihren Teil tat. Noch immer bin ich dankbar, dass Menschen und medizinische Geräte dort ihre Aufgabe erfüllten. Gerade deshalb will ich nicht warten, bis uns eine neue Technik durch einen Fehler zwingt zu fragen, was wir eigentlich hätten prüfen müssen.

Vielleicht ist das die Warnung, die sich aus meiner Familiengeschichte tatsächlich ergibt: Nicht jedes Muster ist eine Botschaft. Nicht jede Erklärung ist eine Tatsache. Und nicht jede erkannte Gefahr verschwindet, nur weil wir Fortschritt für unvermeidlich halten.

Mein Urgroßvater glaubte, die Zeit werde auf seiner Seite sein.

Ich möchte, dass wir diesmal nicht darauf angewiesen sind.

ZUM NACHLESEN

# QUELLENHINWEISE ZUR LESEPROBE

1. Familienbericht und KI-Gedankenexperiment: „36MAX“, vorgelegte PDF-Fassung, besonders S. 18–44 (Dialog) und S. 44–50 (persönlicher Bericht). Die geschilderten medizinischen Daten, Reanimationszeit und Abläufe sind in dieser Leseprobe als Familienüberlieferung dargestellt; vor Publikation sind Krankenunterlagen und autorisierte Zeitzeugenabgleiche vorzunehmen. Die Leseprobe beansprucht keine unabhängige ärztliche Kausalbewertung.

2. Dr. Georg Winter: Der Antisemitismus in Deutschland, vom kulturhistorischen und sozialpolitischen Standpunkte beleuchtet. Magdeburg: S. Salinger 1896, besonders Vorwort S. I–V; Kapitel 1 S. 1–6; Kapitel 2 S. 55–57; Kapitel 4 S. 89–95 und S. 103–106; Kapitel 6 S. 119–124. Digitalisierte Originalausgabe liegt vor.

3. Gunhild Berg: „Neue Blicke auf Goethes ‚gewünschte Farbenbilder‘. Ein bislang unedierter Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius vom 28. August 1822“, in: Goethe-Jahrbuch 126 (2009), S. 245–259. Beleg für Goethes Aufenthalt, Glasversuche, Briefszene und Korrektur der Töchterzahl. <https://www.goethe-gesellschaft.de/wp-content/uploads/2022/04/gjb-2009.pdf>

4. Bernhard M. Baron: „Gläser für die Farbenlehre“, Literaturportal Bayern / Bayerische Staatsbibliothek. Zur Glashütte, den 17 Arbeitern und Goethes Reise. <https://www.literaturportal-bayern.de/themen?id=441&task=lpbtheme.default>

5. Josef Abel / Auguste Fikentscher: genealogischer Eintrag GEDBAS mit Heirat 1838; Marienbader lokalhistorisches Verzeichnis zur Amtszeit Dr. Josef Abels 1848–1850. Personen- und Abstammungskette vor endgültiger Veröffentlichung anhand unabhängiger Originaldokumente vollständig abzugleichen. <https://www.gedbas.genealogy.net/person/show/1137824856> ; [https://hamelika.cz/?cz\\_prehled-starostu-marianskych-lazni-1812-2001,113](https://hamelika.cz/?cz_prehled-starostu-marianskych-lazni-1812-2001,113)

6. Champagne Duntze: „Histoire d'une maison de Champagne“, Unternehmensdarstellung zu Thomas Duntze und zur Nachkommenschaft bis Reims. <https://www.duntze.com/les-l%C3%A9gendes> ; Anne Gerling: „Beck's Bier: Von der Neustadt in die ganze Welt“, WESER-KURIER Geschichte, 27.06.2018. <https://wkgeschichte.weser-kurier.de/beck-bier-von-der-neustadt-in-die-ganze-welt/>

7. Anthropic: „Investigating unintended model actions in our evaluations and internal use“, 09.10.2026, mit Korrektur 12.10.2026. <https://www.anthropic.com/news/investigating-unintended-model-actions>

8. Claude E. Shannon: „A Mathematical Theory of Communication“, Bell System Technical Journal 27 (1948), S. 379–423 und 623–656. Bezug zur begrifflichen Trennung von Informationsübertragung und semantischer Bedeutung; nicht als Beleg für eine generelle Ablehnung der Semantik verwenden.

9. AELTERMANN®: veröffentlichte Methodik und Quellenprüfungen auf ABEL.TV; für den Buchdruck gesonderte, datierte Fassung der zehn Prüffelder als dokumentierter Editionsstandard. <https://abel.tv/>

Die Leseprobe arbeitet bewusst mit einer Ich-Stimme. Historische Passagen geben dokumentierte Vorgänge wieder, ohne frei erfundene direkte Rede oder erfundene Innensichten historischer Personen. Persönliche Aussagen und lebende Familienmitglieder werden vor Veröffentlichung mit dem Autor und – wo nötig – den Betroffenen abgestimmt.